

IN DIESER AUSGABE

Exitus: Zwei Opfer
der Euthanasie
aus Herford
SEITE 2

Wie die Menschen
in früheren Zeiten
das Schwimmen
lernten
SEITE 3

Bilder einer
behüteten Kindheit
im Kreishausviertel
SEITEN 4/5

Wie ein roter Matrose
aus Westpreußen in den
Kreis Herford kam
SEITE 6

Der HF-Testbericht:
Explosionsramme
für den Straßenbau
SEITE 7

Ein köstliches Getränk
der Altvorderen
für die Feldarbeit
SEITE 8



Bahnhof vor Flussinsel: Die rot-weißen Kleinbahn-Waggons gehörten bis in die frühen 60-er-Jahre zum Herforder Stadtbild. Die Haltestelle Bergertor wurde abgerissen, als ihr Betrieb eingestellt wurde. Die Bergertorinsel wich der neuen großen Brücke.

FOTOS: PRIVAT

Das alte Bergertor und seine Mauer

Bilder aus dem Herford der Nachkriegszeit



Barocke Form: Das Häuschen gehörte zu Overbecks Badeanstalt.

Die „Stadt der Brücken und Gärten“ so lautete lange Jahre der Werbespruch der Stadt Herford, darauf folgte „Parke und Kaufe in Herford“. Einher damit gingen Veränderungen im Stadtbild, die ihre Spuren hinterlassen haben.

Bis Ende der 1960er Jahre fuhr die rot-weiße Herforder Kleinbahn – aus Salzuflen kommend – ab dem Bergertor in Herford am Ufer der Werre entlang. Der Kleinbahnbahnhof Bergertor, die Gaststätte im Bahnhof und der Biergarten am Wasser gegenüber waren beliebte Treffpunkte der Ausflügler und Pendler. In der Mitte des Flusses lag noch die Bergertorinsel, früher mit Zollhaus ein Teil der Herforder Stadtbefestigung.

Vor den Wehren und der Insel befand sich die „Overbeck-

sche“ Flussbadeanstalt, bis zum Badeverbot 1956 ein Ort des Vergnügens und Schwimmenlernens. Hier stand bis vor wenigen Monaten auch ein barock anmutendes Häuschen. Es wurde zusammen mit der Gastwirtschaft „Niemeier“, der Kegelbahn und weiteren Resten des früheren Ausflugsbetriebs abgerissen.

Nur einige wenige Bäume überlebten die Abräumung, die zerschredderten Steine der Gebäude wurden zu einer Pyramide aufgeworfen.

Auf der anderen Flussseite begann die Stadt – mit der bis in die 1950er Jahre hinein berühmt-berühmte Bergertormauerstraße. Am Beginn standen große Fachwerkbauten. Die Nr. 1 war das Haus der Bürgermeisterfamilie Rose. Dann folgten kleine, in den 1950er Jahren oft baufällige alte Fachwerkhäu-

ser, deren Rückseiten an der ehemaligen Stadtmauer standen. Diese typischen Mauerstraßen gab es rund um die Herforder Mauer. Sie waren schon im Mittelalter oft Elendsquartiere – soziale Brennpunkte. So berichten bis heute ältere Herforder von ihrer Angst, durch diese Straße zu gehen.

Die Häuschen – in vielen anderen Städten als Kleinode aufwändig saniert – wurden in Herford für den Bau der Berliner Straßen abgerissen. Neu entstand gegenüber in den 1970er Jahren der sogenannte „Lindwurm“, eine Hochhaussiedlung mit teilweise ähnlichen sozialen Strukturen.

Für die großen Kreuzungs- und Brückenbauten am Bergertor verschwanden auch der Kleinbahnhof und die Bergertorinsel.



An der Bergertormauer: Ein ganzer Stadtteil verschwand.

Heute: Exitus

Albert E. und Johanne P. – zwei Opfer der Euthanasie aus Herford

VON CHRISTOPH LAUE

Längere Zeit zu Bett. In der letzten Zeit Darmkarrh. Heute exitus an Entero-Kolit. Mit diesem Eintrag endet die Akte von Albert M., Gärtner aus Herford. Zu diesem Zeitpunkt war er 34 Jahre alt.

Dem Gärtner war die Diagnose Schizophrenie gestellt worden. Zwischen 1935 und 1941 war er vier Jahre lang zur Behandlung in der Provinzialheilanstalt Gütersloh. Am 4.3.1939 wurde er in der dort als „völlig wehruntauglich“ gemustert.

1941 kam er als „ungeheilt“ in die Heilerziehungs- und Pflegeanstalt Scheuern bei Nassau und wurde von dort am 7.1.1943 in die Landesheilanstalt Hadamar (bei Limburg/Lahn) verlegt. Dies war sein Todesurteil, denn Hadamar war eine Gasmordanstalt des nationalsozialistischen „Euthanasie“-Programms.

In der Datenbank der heutigen Gedenkstätte Mönchberg am gleichen Ort sind für die Zeit vom 13. Januar bis zum 24. August 1941, als die Menschen dort in der Gaskammer umgebracht wurden, bis jetzt fünf Patienten aus Herford ermittelbar. Für die zweite Phase (13.08.1942 bis 26.03.1945), als mit überdosierten Medikamenten, Nahrungsentzug oder Verweigerung der medizinischen Versorgung getötet wurde, lassen sich 45 Patienten aus dem Raum Herford nachweisen. Sie waren entweder dort geboren oder hatten dort ihren letzten Wohnsitz vor der Anstaltseinweisung nach Gütersloh oder Bethel, bevor sie über weitere Anstalten nach Hadamar verlegt wurden.

Die Patientenakten dieser Op-



Umgebracht in Hadamar: Der Gärtner Albert M. aus Herford wurde 34 Jahre alt.

FOTO: GEDENKSTÄTTE MÖNCHBERG

fer werden in der Gedenkstätte verwahrt. Das Kuratorium Erinnern Forschen Gedenken hat sie erstmals für die Ausstellung „Johanne E. – lebensunwert? Euthanasie und Zwangssterilisierung im Raum Herford“ ausgewertet.

Albert M. starb nach vier Wochen am 11. Februar 1943 in Hadamar, als offizielle Todesursache

wird „Darmkatarrh“ angegeben. – Johanne P., geboren am 19.4.1892 in Herford, lebte ebenfalls mit der Diagnose Schizophrenie. Sie war 1931 bis 1932 und 1932 bis 1941 in der Provinzialheilanstalt Gütersloh.

1941 wurde auch sie als „ungeheilt“ in die Heilerziehungs- und Pflegeanstalt Scheuern bei

Nassau eingewiesen. Am 8.1.1943 erreichte sie die Landesheilanstalt Hadamar. Aus der Patientenakte: „Hadamar: Musste vor etwa 4 Wochen zu Bett genommen werden wegen Schwäche. Verwandte wurden benachrichtigt. Erholte sich nicht mehr. Erkrankte in den letzten Tagen an Grippe. Heute exitus an Grippe.“

Sie wurde fünf Tage nach ihrer Ankunft - am 13.1.1943 in Hadamar ermordet. Die offizielle Todesursache: Grippe.

Die Toten wurden meist gemäß der „Verordnung zur Bekämpfung übertragbarer Krankheiten“ sofort eingäschert. In Schreiben an die Angehörigen wurde vermerkt, dass die Anstalt für Besuch gesperrt sei.

Die Mutter von Albert M. fragte an, ob das Grab ihres Sohnes zum Totensonntag geschmückt werden könne. Ihr wurde empfohlen, 50 Reichsmark für die dauernde Grabpflege zu überweisen.

Wer mehr über das Schicksal von Herfordern in Hadamar erfahren will: Vom 4. Juni bis 3. November 2007 zeigt die Gedenkstätte Zellentrakt im Herforder Rathaus die Ausstellungen „Johanne E. - lebensunwert – Euthanasie und Zwangssterilisierung im Raum Herford“ und „Lebensunwert zerstörte Leben“. Dazu erscheint eine Materialsammlung für Schulen. Sonderführungen für Gruppen und Schulklassen sind möglich.

Öffnungszeiten: Samstags 14-16 Uhr und nach Vereinbarung. – Gedenkstätte Zellentrakt, Rathausplatz 1, 32052 Herford, ☎ 0 52 21/ 18 92 57, Fax: 0 52 23 / 6 53 04 54, www.zellentrakt.de. <mc>

„Nicht küüern – muüern!“

Wörtlich „Nicht reden – mauern!“ Mit dieser Redensart bringt der ohnehin nicht als übertrieben redselig bekannte Minden-Ravensberger seinen Hang zum Tun und Machen bei gleichzeitiger Schweigsamkeit auf den Punkt. Drei Wörter, zwei Befehle: So kurz und knapp geht's nur auf Platt.

Werner Freitag jetzt auch Institutsleiter

Professor Dr. Werner Freitag ist neuer wissenschaftlicher Vorstand des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster. Er löst Prof. Dr. Peter Johaneke ab, der diese Funktion seit 23 Jahren ausfüllte. Seit 2004 ist Freitag bereits Leiter der Abteilung für Westfälische Landesgeschichte der Universität Münster. 1986 bis 1988 war er Angestellter der Stadt Spenge und verfasste die fast 500 Seiten starke Studie „Spenge 1900 – 1950“. Als Herausgeber war er maßgeblich an den Stadtgeschichten für Gütersloh und Halle/Saale beteiligt.

HF Magazin

IMPRESSUM
NEUE WESTFÄLISCHE
HF-Magazin, Heimatkundliche Beiträge, hg. vom Kreisheimatverein Herford (Red. M. Guist, C. Laue, E. Möller, C. Mörstedt), vberantw. f. Red. H. Braun, Herford, für Anzeigen M.J.Appelt, Bielefeld. Herstellung J.D.Küster Pressedruck GmbH&Co KG Bielefeld.

Die Brombeere vom Buhn

Unter den stacheligen Sträuchern mit den leckeren Früchten trägt einer seit 1876 den Namen des Vlothoer Hügels in seinem Namen

VON ECKHARD MÖLLER

Ein Alptraum für Botaniker sind die stacheligen Sträucher, die allgemein als Brombeeren bezeichnet werden. Hat sich doch gezeigt, dass es davon allein in Westfalen weit über 100 verschiedene Arten gibt. Nur wenige Spezialisten sind in der Lage, die einzelnen Artensicher zu bestimmen.

Wohl alle, die sich mit dieser schwierigen Pflanzengruppe näher beschäftigt haben, sind schon einmal im Kreis Herford unterwegs gewesen, weil der Raum um Mennighüffen als „Zentrum der Brombeerforschung“ gilt. Hier hatte der Arzt

Karl Ernst August Weihe (1779-1834) vor rund 200 Jahren mit seinen Studien an den zahlreichen dort vorkommenden Brombeerformen die Grundlagen für die Erforschung der Artenvielfalt gelegt. Sein Werk „Rubi Germanici“ (Die deutschen Brombeeren) von 1822 gilt als Klassiker.

Um 1870 begann der Botaniker G. Braun mit der Erforschung der Brombeeren der Umgebung. Er beschrieb von ihm entdeckte Arten und gab gepresste und getrocknete Exemplare an andere Forscher weiter. Seine Sammlung „Herbarium Ruborum germanicorum“ von 1877 war ein begehrtes Anschau-

ungsmaterial.

Im Juli 1876 war Braun im heutigen Kreisgebiet von Herford unterwegs, nämlich auf dem Höhenzug direkt nördlich der Weser, dem Buhn bei Uffeln und Borlefzen. Hier sammelte er Zweige mit Blättern und Blüten einer Brombeere, die er noch nicht kannte. Er verteilte Belegexemplare an Kollegen und nannte die Art „Rubus buhnensis“, die Brombeere vom Buhn. Der Botaniker Focke, zu der Zeit wohl der beste Spezialist für die schwierigen Pflanzen, verfasste die wissenschaftliche Beschreibung der neuen Art.

Heute gilt dafür der offizielle Name „Rubus buhnensis“ G.

BRAUN“. Es ist das einzige Beispiel für eine Ortsbezeichnung aus dem Herforder Kreisgebiet in einem wissenschaftlichen Namen für eine noch existierende Pflanzen- oder Tierart.

Mehr als 100 Jahre später verfasste der Botaniker Heinrich Weber ein Buch mit dem Titel „Die Brombeeren Westfalens“ und beschrieb die Art und ihre Verbreitung. Sie kommt zwischen der Porta Westfalica und der Senne, vereinzelt auch im Ravensberger Land und am Wiehengebirge vor. Weber sammelte am 18. Juli 1969 ein Exemplar von Rubus buhnensis am Borlefzener Kirchweg in Uffeln. Dort wächst sie heute noch.



Rubus buhnensis: In Vlotho erstmals entdeckt.

Luft anhalten und tauchend quer durch

Wie die Älteren das Schwimmen lernten – in Bächen, „Batzen“ und der Overbeckschen Flussbadeanstalt

SERIE
ZURÜCK
GEDACHT

■ HF-Leserinnen und Leser erinnern sich. An Episoden aus dem Alltag, an Begebenheiten und Geschichten. Fast hätten wir sie vergessen – und dann fallen sie uns wieder ein. Heute: Schwimmen lernen

» Schwimmunterricht hieß für uns SchülerInnen drei Stunden weg vom "trockenen" Unterricht in der Schule. Wir mussten mit der Straßenbahn zum Stadtbad in die Innenstadt fahren, zwei Stunden für die Hin- und Rückfahrt und eine Stunde Schwimmen. Das waren Aussichten. Da ich aber im Schwimmunterricht unglücklich ins Becken gestürzt bin und mir dabei einen Zeh angebrochen hatte, waren die schönen Aussichten schnell vorbei. Die Schiene am Bein bedeutete sechs Wochen zurück zum "trockenen" Unterricht in einer Parallelklasse. Und niemand hat mich wirklich bedauert.

Mandy Schütte

» Ob damals im Bündler Freibad eine Bananenschale oder eine gelbe Badekappe auf der Abtrennung zwischen „Schwimmer“ und „Nichtschwimmer“ lag, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls rutschte ich aus und fiel natürlich nicht in den 1,60 m tiefen Nichtschwimmer, sondern auf der anderen Seite in die 4,50 m tiefe Schwimmer-Sprunggrube. Meine heftigen Paddelstrampler haben mich erst gerettet und dann entwickelten sie sich zu mehr.

Wilfried Sieber

» Meine Eltern hatten einen Bauernhof und immer viel zu tun. Wir Kinder wurden oft auf dem Hof gebraucht, gerade im Sommer. Für Schwimmkurse war kein Geld übrig und bis zur Batze in Kilver waren es auch noch 8 Kilometer Weg. Schwimmen gelernt habe ich erst mit 21 Jahren im Urlaub auf Langeoog. Es war eine echte Überwindung, weil ich immer festen Boden unter den Füßen brauche. Aber zum Glück hatte der Bademeister sehr viel Geduld.

Lieselotte Schulz

» In unserer Nähe war der Oledentruper Bach gestaut und



Baden im Fluss: Tausende erfrischten sich Anfang der 50-er-Jahre in der Weser in Vlotho.

FOTO:KAH

die ganze Gegend lernte dort das Schwimmen. Aber die Papierfabrik Feldmühle und die Kläranlage waren auch in der Nähe und so wurde das Baden in dem dreckigen Wasser irgendwann verboten. Meine Mutter fuhr mit mir statt dessen in das Bielefelder Wiesen-Hallenbad. Mir kam es riesig groß, altherwürdig und schwer luxuriös vor. Unter Dach machte mir das Schwimmen keinen richtigen Spaß, damals wie heute. Weite Strecken sollen es sein, Baggerseen, Tal Sperren oder am besten gleich das Meer.

Regine Krull

» Als ich unseren Sohn zum Schwimmkurs brachte, konnte ich selbst noch nicht schwimmen. Der Kurs ging zu Ende und wir Eltern sollten regelmäßig weiter mit den Kindern zum Schwimmen gehen. Gebeichtet hatte ich unserem Sohn nichts, also wurde es ernst für mich. Eine Kollegin übte mit mir im Hallenbad. Sie war geduldig und schließlich konnte ich es. Unser Sohn machte derweil das Seepferdchen und übte für das Bronzeabzeichen. Er war der Meinung, das Seepferdchen sollte ich auch machen. Endlich schaffte ich es – mit 39 Jahren. Seitdem schwimme ich leidenschaftlich gern und mache seit Jahren das Goldene Sportabzeichen, auch im Schwimmen.

Margret Krahn

» „Ist das Ihr Kind, das da ins Wasser gefallen ist?“, wurde mein Vater eines Tages im Gütersloher Wapelbad gefragt. Es war mein Bruder. Mein Vater blieb gelassen, wie meistens. Im

Wapelbad ließen die Eltern ihre Kinder „ölen“. Schwimmen lernten wir irgendwie, Unterricht gab es nicht. Wir waren eben vorsichtig - und was war das Wasser kalt. Die beste Zeit waren die Pfingstferien. Sie dauerten damals noch zehn Tage. Mit Decken, Butterbrot und Tee in Flaschen rückten wir an und blieben den ganzen Tag. Wenn ich an unsere Sonnenbrände denke, schaudert es mich heute noch.

Angelika Meyer

» Unser Schwimmbad war etwa zwei Kilometer entfernt in Diebrock. Es wurde von der Kinsbeeke gespeist und hatte Schwimmer-, Nichtschwimmer- und Planschbecken, Kiosk und Einmeterbrett. Meine Mutter hatte uns Schwimmflügel aus Damast genäht, damit habe ich dann Schwimmen gelernt ohne Unterricht. Zwischen dem Kriegsende und etwa 1950 war im Sommer viel los und wir sind gerne hingegangen. Dann machten sich die Leute Gedanken wegen des Friedhofs, der oberhalb lag. Sie fürchteten sich vor dem einsickernden Grundwasser und das Bad wurde dann bald geschlossen.

Marlis Bobe

» In die Vlothoer Flussbadeanstalt an der Weser gingen wir nicht. Da herrschte Bademeister Stratmann. Er war gefürchtet, weil er Kinder, die nicht schwimmen konnten, immer zu zweit ins Wasser stieß und dann sollten sie zusehen, wie sie zurecht kamen. Wir badeten lieber bei der Weserlust, wo die Kalle mündet. Dort hielten wir die Beine ins Wasser, sangen Lieder und

spielten Mundharmonika dazu.
Grete Riepe

» Bevor ich richtig schwimmen konnte, bin ich getaucht. Luft anhalten und unter Wasser quer durchs Nichtschwimmerbecken – das machten alle Jungs so im Freibad von Lünen-Brambauer. Manche sprangen sogar vom Dreimeterbrett, ohne schwimmen zu können. Irgendwie kamen sie immer wieder zum Rand. Einmal tauchte ich mit einem andern um die Wette und dachte, ich müsste mal sehen, wo ich war, tauchte auf und blieb etwas an der Oberfläche. Später ging mir ein Licht auf: So könnte Schwimmen gehen. Das habe ich dann öfter gemacht – und es hat funktioniert.

Michael Strauß

Unsere Volksschule in Schnathorst hatte ein Lehrschwimmbecken und Schwimmen gehörte zum ganz normalen Unterricht. Das war große Klasse. Für die Freischwimmerprüfung mussten wir ins Freibad nach Löhne. Da hieß es nur: „Schwimmt mal los.“ Als die 15 Minuten rum waren, bin ich einfach weitergeschwommen und habe die halbe Stunde für den Fahrtenschwimmer voll gemacht. Zum Schluss kam der sehr hohe und sehr wackelige Dreimeterturm dran. Ich habe meinen ganzen Mut zusammengenommen und bin gesprungen, weil ich so wild auf das Abzeichen war. Und das nähte meine Mutter auf den Lieblingsbadeanzug.

Lieselore Curländer

» Ich lernte auf der Insel Norderney schwimmen und zwar

ganz plötzlich. Da ich nicht schwimmen konnte, stieg ich mit meiner Mutter und den Schwimmflügelchen ins Schwimmbecken. Meine Mutter schwamm ihre 10 Bahnen und ich sollte warten. Da ich ein sehr leutseliges Kind war, fragte ich eine alte Frau, wie auch ich schwimmen könnte. Sie erklärte mir, ich müsse die gleichen Bewegungen wie ein Frosch machen. Als meine Mutter vom Bahnenschwimmen zurückkehrte, konnte ich alleine schwimmen – wie ein Frosch eben.

Christiane Cantauw

» Die Badeanstalt Overbeck an der Herforder Werre lag viel näher an unserer Schule am Wilhelmplatz, war den Lehrern aber wohl zu gefährlich wegen der Strömung. Also gingen wir zu Fuß lang durch die Stadt zum Otto-Weddigen-Bad, wo wir dann Frei- und Fahrtenschwimmer gemacht haben. Es war immer sehr voll, aber viel besser als Unterricht. Außerdem konnten wir da duschen. Anfang der 1950er hatten viele Familien noch keine Badezimmer. Im Winter gingen wir ab und zu zum Duschen ins Badehaus am Steintorwall. Dafür fiel das Turnen aus.

Marianne Diedenhofen

» Wir gingen mit unserem Lehrer ins Freibad an der Spenger Werburg. Im tiefen Wasser hielt ich mich am Pfahl fest. Der Lehrer rief: „Lass los und komm!“ Da ging ich unter. Er zog sich den Trainingsanzug aus und sprang hinein. Nachher sagt er: „Ich rette euch alle, selbst wenn meine Uhr dabei kaputtgeht.“

Lieschen Bittner

» Ich glaube, in dem ganzen Dorf bei uns in Schlesien gab es keinen Menschen, der schwimmen konnte.

Lenchen Brinkmann

» In der Badeanstalt Lenzinghausen kostete der Eintritt 10 Pfennig. Wir fingen mit Hundepaddeln an. Der Bademeister ging mit dem langen Stock am Rand mit und passte auf uns auf.

Gisela Heidenreich

In der nächsten Ausgabe: Ich erinnere mich an ...meins erstes Fahrrad. Sie rufen an, wir schreiben auf: Kreisheimatverein Herford Redaktion HF/Zurückgedacht, Amtshausstr. 3, 32051 Herford, ☎ 05221/131463, Mail kreisheimatverein@kreis-herford.de

Margrets Kinderfotoalbum...

Erinnerungen an eine unbeschwerte Zeit in der Borriesstraße in Herford

VON PETRA BRENNENSTUHL, GERD FLACHMANN UND MARGRET WEBER

Um 1910 wurde die Umgebung des neuen Herforder Kreishauses zum Neubaugebiet: Wohlhabende Bürger bauten hier schöne Häuser. Zu ihnen gehörten Bankdirektor August Horstmann und seine Frau Anna. Als Mitgift für ihre Tochter Lina ließen sie den bekannten Architekten Paul Münter einen kolossalen Familiensitz auf dem Doppelgrundstück Borriesstraße 8-10 errichten.

1911 bezog der Schwiegersohn und Webereibesitzer Friedrich Weddigen mit Ehefrau und seinen drei Töchtern Anny, Ilse und Hilde die Beletage der Villa. 1913 wurde noch Tochter Margret dort geboren.

Das Ehepaar Horstmann residierte im Erdgeschoss mit exzessiven Türen und ohne Schwellen, da Horstmann auf einen Rollstuhl angewiesen war. Tochter Lina hatte man das Treppensteigen eines gewöhnlichen Hauses ersparen wollen und so hatten die beiden Wohnungen jeweils eine Grundfläche von fast 300 Quadratmeter auf einer Ebene.

Um die 8 Meter langen Dielen mit Kamin, aufwändigen Wand- und Deckenmalereien und kostbaren Jugendstilfenstern, auf denen sich Papageien und Eulen tummelten, reihten sich die großen lichten Zimmer.

Im elterlichen Schlafzimmer waren gleich in der Bauphase zwei sehr stabile Haken in die Decke eingelassen worden, an denen sich die Töchter an trüben Wintertagen auf einer Schaukel vergnügten: Sie existieren heute noch.

Das Personal, untergebracht in so genannten Mädchenzimmern unter dem Dach, und das Hausmeisterehepaar Schipp im Souterrain sorgten für den nötigen Komfort und waren durch eine Klingelanlage jederzeit zu erreichen, was das eher bescheidene Ehepaar Weddigen aber nur selten nutzte.

Da Lina Weddigen nur sehr ungerne kochte, fungierte Fräulein Paula, die Gouvernante der jungen Damen, auch als Köchin. Man erinnert sich mit Schauern daran, als diese die Linsensuppe statt mit Essig aus Versetzen mit Terpentin verfeinerte.

Eines Tages hatte sich hoher Besuch bei den Weddigens angesagt: Fräulein Paula, bar jeder Erfahrung in komplizierten Menüfolgen, servierte einen deftigen Schnipfelbohneintopf. Der Hausherr fand das dann doch sehr unpassend und war etwas



Vor dem Kreishaus: Hilde spielt mit Nachbarskindern im Bollerwagen.

verärgert. Überhaupt, die Würstchen in den Suppen durften partout nicht mitgegessen werden, sondern wurden erst zur Abendmahlzeit aufgeschnitten.

Dunkle Wolken dräuten, wenn die junge Erzieherin ihren freien Tag hatte. Dann musste

Mutter sich selbst um das leibliche Wohl ihrer Lieben kümmern- und ihre schlechte Laune an diesen Tagen war legendär.

Der erste Weltkrieg überschattete das Familienleben relativ wenig. Der Ruhm des Seehelden Otto Weddigens nach dessen

glanzvollen Siegen gegen die Engländer strahlte auch auf die übrigen Familienmitglieder ab. Nichte Ilse aber bemerkte bei den Heimaturlauben ihres Onkels, dass dieser oft in sich gekehrt war und ihn der Tod der vielen Soldaten belastete.

Für die Töchter von Friedrich und Lina Weddigen war es eine heitere und sorglose Kindheit. Man traf sich mit den vielen Nachbarskindern zu ausgelassenen Spielen in den blühenden Gärten und umliegenden Wiesen und Feldern.

Besonders begehrt war die Reckstange im Garten Borriesstraße 10. Nach einem ausgeklügelten System wechselten sich die kleinen Sportler dort mit Sitz- und Kniewellen, Bauchaufschwung und Schweinebammeln ab.

Im Sommer planschte die Kinderschar in Emailleimern und Zinkwannen und mit Sachen aus einer Altkleiderkiste wurden aus den jungen Damen Zigeunerinnen am Lagerfeuer.

Die Näherin der Familie schneiderte zum Leidwesen der Mädchen nur sehr biedere Modelle. Die neuen Badeanzüge aus strapazierfähigem Drell wurden beim ersten Schwimmen in Overbecks Flussbadeanstalt am Bergertor dann durch die Nässe durchsichtig und Anni hat sich entsetzlich geschämt.

Im Winter gingen Jungen und Mädchen zum Schliddern in die Schwemmiesen unweit des Hauses und zogen sich mit dem Schlitten über die vereisten Wege.

Nach einem spannungserhöhenden Weihnachtsritual der Mutter vier (!) Wochen vorher mit verschlossenen Türen und Engelgeschenken öffnete sich Heiligabend endlich das „Weihnachtszimmer“, das auch heute noch so genannt wird. Die Kerzen auf dem lamettageschmückten Tannenbaum brannten und unter ihm ließ eine bunte Kinderwelt mit Puppen, Miniaturküchen und Holzschulzimmern die Augen strahlen und zeugte vom Wohlstand der Familie.

Die Puppenwagen wurden im Frühjahr voller Stolz über die Borriesstraße geschoben und dann gesellten sich die zahlreichen Kinder der Familien Becking, Flesch, Remmert, Angene und von Borries (aus der Kreishausstraße) mit ihren Holzrollern und Bollerwagen dazu.

Bodo von Borries, der spätere Miterfinder des Elektronenmikroskops, war Ilses heimliche Liebe, die sich leider nicht erfüllte. Überhaupt spielte man gerne in großer Kinderschar Spiele wie „Räuber und Gendarm“ durch alle Nachbargärten. – Es war ein unbeschwertes Kindsein und noch kündigten sich nicht die Not, Verzweigungen und Einquartierungen des Zweiten Weltkrieges in der „Fluchtborg“ Borriesstraße 10 an. Aber das ist ein anderes Kapitel.

..... ist jetzt wieder aufgetaucht

Zwischen Puppen und Reckstange, Bollerwagen, Badewanne und einem Stieglmeyer-Bettchen



Baden im Garten: *Emaillie-Eimer und eine Mini-Badewanne bieten zumindest den Füßen erfrischende Kühlung.*



Auf dem Schlitten: *Der Fabrikant Friedrich Weddigen mit Tochter Margret auf dem Schoß und Nachbarskindern.*



Zu zweit: *Spaziergang mit Puppenwagen.*



Die Reckstange im Garten: *Für Generationen von Kindern war sie Treffpunkt zum Turnen.*



Reich beschenkt: *Stilles Glück unterm Weihnachtsbaum mit Mutter Lina Weddigen und ihren Töchtern.*



Im Stieglmeyer-Bettchen: *Wer stört da unser Spiel?*

Der rote Matrose aus Obernbeck

Wie Josef Lemke in den Kreis Herford kam und zum Widerstandskämpfer wurde

VON SIEGFRIED KASSEBAUM

Als Josef Lemke 1921 mit 24 Jahren nach Obernbeck kam, hatte er bereits eine bewegte Jugend hinter sich. Als eines von fünf Kindern einer Arbeiterfamilie wurde er am 2. Mai 1897 in Rosenberg bei Danzig geboren. Schon früh erfuhr er so Ungerechtigkeiten und Willkür, denen die Menschen dieses Standes ausgesetzt waren.

Nach dem frühen Tod des Vaters musste er seine Vorstellung aufgeben, Lehrer zu werden. Stattdessen arbeitete er im Hafen von Danzig, um zum Unterhalt der Familie beizutragen.

Auf Grund seiner Herkunft war Josef Lemke empfänglich für die Schilderungen älterer Hafenarbeiter über die Notwendigkeit von Arbeitersolidarität. Kontakte zu Seeleuten aus aller Herren Länder ließen ihn schnell die Verbindung zum proletarischen Internationalismus herstellen. Folgerichtig schloss er sich der Danziger Transportarbeitergewerkschaft an, wo er sich mit der Alternative des Sozialismus auseinandersetzte.

Als Freiwilliger der kaiserlichen Marine diente Josef Lemke im ersten Weltkrieg auf einem Linienschiff. Dass Kriege, jedenfalls aus Arbeitersicht, ungerechtfertigt waren, war für ihn die logische Folgerung aller seiner bis dahin gemachten politischen Erfahrungen.

Am 28. Oktober 1918 verweigerten die Matrosen des Linienschiffes „Markgraf“ den Gehorsam und liefen nicht mehr aus. Mannschaften anderer Schiffe schlossen sich dem Aufstand an, unter ihnen war Josef Lemke. Dieser Aufstand der „Roten Matrosen“ mündete in die Novemberrevolution und den Sturz des Kaisers, der nach Holland flüchten musste.

Zum Jahreswechsel 1918/19 wurde die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) gegründet, an deren Spitze Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht standen. Beide wurden dann 14 Tage später in Berlin von reaktionären Kräften ermordet.

Josef Lemke verschlug es nach Halle an der Saale und Merseburg. Mit anderen besetzte er dort die Leunawerke, wo am 23. Mai 1921 der Generalstreik ausgerufen wurde. Als Organisator an der Seite des Revolutionärs Max Hölz wurde er im Vogtland festgenommen und zu Festungshaft verurteilt. Er konnte jedoch fliehen. So kam er unter dem Namen Fritz Hausmann nach Obernbeck.

Zunächst arbeitete er hier als



Rotfront: Junge Männer aus Obernbeck bei Löhne schlossen sich 1924 unter Führung von Josef Lemke (Mitte, in der hellen Jacke) zum „Rotfrontkämpferbund Obernbeck Löhne“ zusammen. FOTOS: ARCHIV LINK

Landarbeiter auf Gut Beck, später auf dem Bau. Nach der Generalamnestie 1923 lebte er wieder unter seinem richtigen Namen und heiratete Marie Heemeier. Sie hatten zwei Söhne, Helmut und Hans, welche beide im 2. Weltkrieg ihr Leben ließen.

1924 gründete er mit Gleichgesinnten die KPD-Ortsgruppe Obernbeck und die Ortsgruppe des Rotfrontkämpferbundes, dem späteren Kampfband gegen den Faschismus. Bis zum

Josef Lemke als „außerordentlich gefährlichen Agitator“ ein. Als dann am 28. Februar 1933 die „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat“ erlassen und der Gestapo der Befehl zur Festnahme Josef Lemkes erteilt wurde, war klar, dass er untertauchen musste. In dieser Zeit fand er immer wieder bei dem Sozialdemokraten Fritz Kröger Unterschlupf, der im Kotten von Bauer Schütte in Mennighüffen

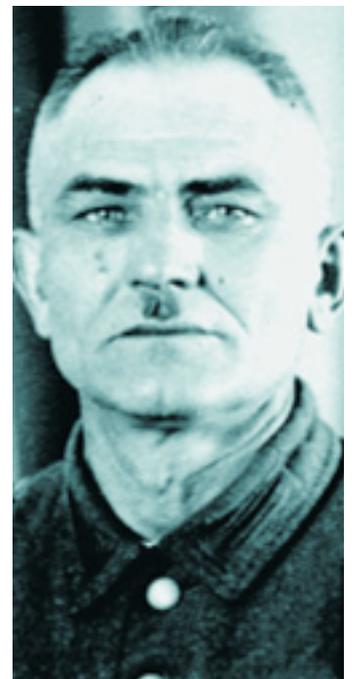
Straße weg in Detmold verhaftet und in Untersuchungshaft verbracht. Josef Lemke wurde am 13. Oktober 1934 vom Oberlandesgericht Hamm zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt, die er in Neusüstrum und Aschendorf im Emsland bis zum 23. 10. 1935 verbüßte.

Nach der Entlassung nahm man ihn gleich am Zuchthausausgang wieder fest, überführte ihn zunächst ins Konzentrationslager (KZ) Esterwegen und schließlich ins KZ Sachsenhausen. Dort hielt man ihn bis zum 20. Mai 1938 fest.

Trotz von den Nazis für Widerstandskämpfer verhängter „Wehrunwürdigkeit“ und offensichtlicher Wehruntauglichkeit zogen ihn die Nazis am 3. Januar 1944 zum berüchtigten Strafbataillon 999 ein. Erst kurz vor Kriegsende, Ende März 1945, kehrte er nach Obernbeck zurück. Noch im gleichen Jahr wurde die KPD in Löhne aufs Neue gegründet.

Im Amt Gohfeld-Mennighüffen bestanden vier Ortsgruppen: Gohfeld, Löhne-Obernbeck, Löhne-Ort und Mennighüffen. Von 1948 bis 1952 war sie in vier Gemeinderäten und mit zwei Genossen in der Amtsvertretung vertreten.

Josef Lemke wurde als einer von zwei Kommunisten in den Herforder Kreistag gewählt. Doch Jahrzehnte der Verfolgung, Zuchthaus- und KZ-Haft,



Gezeichnet von der Lagerhaft: Josef Lemke. Die Aufnahme entstand 1944.

Kriegsteilnahme und des illegalen Kampfes gegen Faschismus und Krieg hatten seine Gesundheit ruiniert. Durch seine Magenkrankheit, rheumatische Leiden und zunehmende Lähmungserscheinungen war er außer Stande, einer regelmäßigen Arbeit nachzugehen.

Josef Lemke starb 56-jährig 1953. Viele ehemalige Kampfgefährten aus der Region nahmen an seinem Grabe Abschied.

Warum der rote Matrose in Löhne untertauchen musste

KPD-Verbot im März 1933 war die Parteigruppe auf etwa 100 Mitglieder angewachsen. Ab 1930 erschien ihre Zeitung „Westfalenwacht“.

1932 wurde Josef Lemke zum Instrukteur der Partei für den Unterbezirk Bielefeld-Herford und den Bereich Lippe ernannt. In dieser Funktion war er im wesentlichen für die Erstellung und Verteilung von Flugblättern verantwortlich.

Ab 1933 wurden darin die widrigen Lebensverhältnisse unter dem Terror der Faschisten angeprangert. Auf Grund der Illegalität mussten sie heimlich von den Kommunisten aus Löhne, Bünde, Vlotho, Bad Oeynhäusen und anderen Orten verbreitet werden. Die Polizei stuft Jo-

sef Lemke als „außerordentlich gefährlichen Agitator“ ein.

Nachdem einer der Genossen in einer Löhner Buchhandlung Druckerschwärze zum Druck der Flugblätter gekauft hatte, kam die Polizei der Gruppe auf die Spur. Zwischen dem 18. und 23. August 1933 wurden 24 Löhner Kommunisten wegen des Verdachts des Verbreitens von Flugblättern verhaftet. Unter ihnen war auch Marie Lemke.

Alle wurden vom Amtsgericht Bad Oeynhäusen abgeurteilt. Marie erhielt eine 13-monatige Haftstrafe.

Josef Lemke konnte sich zunächst der Festnahme entziehen, wurde jedoch vermutlich auf Grund von Verrat am 23. Oktober von der Polizei von der



Kanalgraben: In den 1960er Jahren kamen neue Rohre in den Untergrund der Löhner Weihestraße - ein Einsatz für die Stampframme.

Foto: Stadtarchiv Löhne

Frosch im Tiefflug

Der historische HF-Testbericht: DELMAG H2S-Ramme

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Wollen wir es wagen? Das Testobjekt steht auf dem Platz des Denkmalpflege-Werkhofs in Steinfurt: 1,20 Meter hoch, 104 kg schwer. Rechts sitzt ein Holzgriff, links ein Rohrbogen. Still steht das Gerät, nichts rührt sich. Aber wenn der Daumen der rechten Hand den Hebel nach vorne schiebt...

Das Gerät heißt DELMAG H2S und ist eine Explosionsramme. Denkmalpfleger Christian Hoebel hat Sprit eingefüllt, die Zündkerze angeschlossen und den Kolben dreimal auf und ab bewegt. Es kann losgehen.

Er drückt den Zündhebel vor, mit herzhaftem „pau – klopp – wumm“ hebt der Apparat ab und steht wieder. Einen knappen halben Meter ist die Ramme hochgehüpft und wieder gelandet. Mehr kann sie nicht.

Das Geräusch kommt uns bekannt vor. Es muss in den 1960er Jahren gewesen sein, als ein ums andere Mal die Straßen und Bürgersteige aufgerissen wurden. Mit Presslufthammer, Spitzhacke und Schaufel wurden Gräben ausgehoben, Kabel oder Rohre in Sand verlegt und mit weiterem Sand bedeckt.

Dann schlug die Stunde der Ramme. Im Dreiertakt verrichtete sie ihr Werk. Hüpfend bewegte sie sich durch den Graben. „Frosch“ heißt sie unter Tiefbauern. Jeder Hüpfen begann mit dem Knall, im Flug zog die Ramme ihren runden Fuß hoch – klopp – und landete mit gehörigem Wumms im Sand. Zum Bodenverdichten ist sie gebaut.

ist. Wo sie landet, wird alles platt, auch verirrte Füße.

„Da konnte man nicht jeden ranlassen“, sagt Rolf Meyer, Senior bei Straßen- und Tiefbau Blomeyer in Spenge. Herwig Tödtmann, Chef von Straßenbau-Schneider in Kirchlegern erinnert sich: „Jede Firma hatte Spezialisten. Die anderen machten einen Bogen drumherum.“

In den 1920er Jahren wurde die Explosionsramme bei DELMAG in Esslingen bei Stuttgart entwickelt. Robust, zuverlässig und nicht teuer, war sie im Straßenbau weit verbreitet.

Überall, wo es eng war, in kleinen Löchern und schmalen Gräben, ging sie ihrer sprunghaften Tätigkeit nach. Dabei verdichtete sie den Boden bis zu 70 cm

genwasser ab. Sie verwendeten präzise gehauene Pflastersteine auf vier Schichten diversen Materials, teils Ziegelbruch, teils mit Mörtel. Sklaventrupps mit Handrammen aus Holz stampften sie fest.

Der bekannteste Straßenbaupionier John McAdam erfand 1816 einen billigen und trotzdem haltbaren Straßenbelag aus zwei Schichten: Grobe Steine unten, die feinen oben.

Der „Makadam“ setzte sich in Europa durch. Noch heute werden Fahrwege so angelegt. Sind sie gut gestampft, halten sie etwas aus.

Die erste „richtige“ Straße in unserer Region, die Chaussee Bielefeld-Minden (B 61), bestand anfangs aus vier Schichten

Warum die Explosionsramme etwas für Spezialisten ist

tief. Sie konnte das Hohlliegen von Rohren beheben. Böschungen, Parkplätze, Fundamente und Deiche stampfte sie fest.

Die Konstruktion ist simpel, Motor und Ramme sind eins. Im Inneren bewegt sich ein Kolben im 2-Takt-Verfahren. Gezündet wird mit Magnetzündler und Zündkerze.

Die Explosion wirft den Rammenkörper in die Höhe, der Fuß drückt sich in den Boden. Im Flug überholt der Kolben die Ramme, in der Abwärtsbewegung saugt er neu an. Drehende Teile fehlen. Die Ramme lebt im schlichten Auf und Ab.

Ihre Vorgänger mussten ohne Antrieb auskommen. Trocken, eben und hart sollen Straßen sein. Um die Straßen trocken zu bekommen, legten die Römer sie auf einem Damm mit gewölbter Oberfläche an. So lief das Re-

mit einer Kiespackung oben drauf, per Hand festgerammt. Mit den Autos trat ein neues Problem auf: Straßenstaub. Dagegen half Teer. Bitumen, Zement, Beton – für harte, ebene und trockene Straßen wurde alles ausprobiert.

Beim Probieren der Ramme gibt es nur alles oder nichts. Sicherheitsschuhe, Ohrschützer, Brille, Handschuhe an, tief Luft geholt und Daumendruck.

Der Frosch knallt, hüpf und steht wieder. Fertig, nichts passiert, die Arme sind noch dran, den Füßen geht's gut. Pau – klopp – wumm. Der Boden bebt, die Ramme will mehr. Gerade aus dem Kreuz raus arbeiten. Fester Stand. Etwas schräg halten und wumm.

Wie die Arme das Gerät im Flug dirigieren sollen, bleibt ein Rätsel. Unglaublich: Routi-



Auf dem Sprung: Mit lautem Knall heben 104 Kilogramm ab. Die Füße sollten besser nicht im Weg stehen.

Foto: Hoebel

nierte Rammstampfer lassen den Apparat auf 5 mm genau an einer Kante entlang hüpfen.

Hauptsache, der Frosch springt dem Tester nicht unters Kinn. Die Erde bebt gefühlte fünfzig mal, dann reicht's, Sicherungsstift runter. Im wahren Leben musste die Ramme auf 100 Meter Strecke mehr als 450 mal springen. Jeder, der um das Gerät einen Bogen macht, hat unser Mitgefühl.

Seit es Motorstampfer gibt, stehen die Frösche still in den Ecken der Geräteschuppen. Doch haben sie ihre Fans. Die genießen unter Freunden historischer Baumaschinen den Ruf be-

sonderer Unerschrockenheit. In den Handschuhen sind die Hände feucht. Sie zittern leicht.

Technische Daten

DELMAG Explosions-Stampframme H2S, Nr. 48831
 Gebaut: 1960er Jahre
 Schlaggewicht: 104 kg
 Schlagenergie: 48 mkg
 Sprunghöhe: ca. 46 cm
 Schlagzahl: 60-80 pro Minute
 Verbrauch: 0,65 Liter pro Stunde (Gemisch 1:40)
 Fuß-Durchmesser: 268 mm
 Aktueller Neupreis: bis 4.000 Euro, lieferbar als Stampf-, Pfahl- oder Pflasterramme.



Pause bei der Ernte: Zu Schinkenbrot passt ein Schluck Kösenwater besonders gut. Als „Erntebier“ war das Getränk früher bekannt – und beliebt.

FOTO: KAH (SAMMLUNG WAGNER)

Eine Kelle Kösenwater

Das vergessene Kaltgetränk der Minden-Ravensberger

VON MONIKA GUIST

Es ist leicht säuerlich, sehr gesund und völlig aus der Mode gekommen: Das Kösenwater oder Köschkenwater. Es stammt aus einer Zeit, als es in unseren Breitengraden weder Coca Cola oder Fanta noch jene „Energy-Drinks“ gab, die heute mit großen Werbebudgets auf den Markt gebracht werden. Dabei hat es gegen Durst wirklich gut geholfen. „Erntebier“ wurde das Getränk genannt.

Kösenwater war das Getränk, das unsere Vorfahren sich zubereiteten, wenn sie an heißen

Sommertagen zur Ernte aufs Feld zogen. In einem sauberen Eimer nahm man kühles Brunnenwasser mit auf das Feld und weichte darin Krusten vom Sauerteigbrot ein. Der Eimer wurde in den Schatten gestellt und wenn die Familie bei der Feldarbeit Durst bekam, tranken alle aus der gleichen Suppenkelle das Wasser und aßen das eingeweichte Brot dazu.

Der Trunk löschte zuverlässig den Durst, da er zuckerfrei war.

Mancher Ältere schwärmt dagegen vom Geschmack – zumindest von den Erinnerungen daran. Ansonsten ist das Getränk

vergessen.

Kösenwater lässt sich schnell und einfach zubereiten. Man nehme: Einen halben Emaille-Eimer frisches Wasser, eine halbe Tasse Obstessig, Brotkrusten von einem Roggenbrot oder Sauerteigbrot (kein Weissbrot).

Wasser und Obstessig werden gemischt. Auf die gesamte Wasseroberfläche werden die Brotkrusten verteilt. Zwei Stunden ziehen lassen – und fertig ist das „Erntebier“. Na denn, Prost!

Tipp: Ein gemeinsamer Familienschluck aus der größten verfügbaren Suppenkelle garantiert den Originalgeschmack.

Äbtissin Hedwig und die Hedewige

Rätsel um die Herkunft der „heißen Wecken“

VON GERD HEINING

Frisch gebackene süße „Hedewige“ am Tag vor der Fastenzeit zu verschenken, ist ein alter Brauch. Er reicht bis in das Mittelalter zurück. Von allerlei Ritualen war er in der Arbeiterschaft der Tabakindustrie hierzulande begleitet.

Oft wird das Wort „Hedewige“ auf eine Äbtissin des Klosters Quernheim mit Namen Hedwig zurück geführt und als deren Armenspeise gedeutet.

Volkskundler wissen jedoch von der Verbreitung der Sitte in ganz Norddeutschland. Sie leiten die Herkunft des Wortes als „heiße Wecken“ ab. Im Niederländischen heißt ein Weizenbrötchen „Wegge“.

In Schleswig-Holstein wird

denn auch „Hedewegge“ gesagt.

Weil die Wörter ähnlich klingen und eine schöne Erklärung immer gut ankommt, kam es im Lauf der Zeit zu einer engen Beziehung zwischen dem Gebäck und der zumindest lokal gewichtigen Persönlichkeit mit Namen Hedwig.

Für eine Verbindung mit der Armenspeisung gibt es dennoch gute Gründe: Weizenbrot war in früheren Zeiten eine große Besonderheit, die es nur an hohen Festtagen gab.

Ganz ähnlich sind das Austeilen der Wallenbrücker „Korinthentuten“ zu Weihnachten oder der Engerner „Timken“ am Drei-Königs-Fest zu verstehen – hier muss die für die Stiftung zuständige Persönlichkeit natürlich Wittekind selbst sein.



Nach Spezialrezept: Bäcker Wolfgang Budde aus Hiddenhausen backt noch heute heiße Wecken – doch das Rezept behält er vorläufig für sich.

FOTO KIEL-STEINKAMP

Meine Nr. 1 im Kreis Herford

Ihre Neue Westfälische mit vielen Extras – es lohnt sich!



Nur in Ihrer Neuen Westfälischen: das HF-Geschichtsmagazin!

Historisches und Traditionsreiches aus dem Kreis Herford, wissenschaftlich, spannend und unterhaltend.



Neue Westfälische

OSTWESTFALENS STARKE SEITEN